

■ Reinheit

Peter Burschel, Christoph Marx (Hg.), *Reinheit (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Anthropologie; Bd. 12), Wien/Köln/Weimar (Böhlau Verlag) 2011, 492 S., 59,00 €*

»Schmutz als etwas Absolutes gibt es nicht: er existiert nur vom Standpunkt des Betrachters aus«. Seit sich die britische Sozialanthropologin Mary Douglas (1921–2007) in ihrer einflussreichen Studie *Purity and Danger* 1966 den Vorstellungen von Verunreinigungen und Tabu widmete, lassen sich auch Vorstellungen »entwickelter«, »westlicher« Gesellschaften nicht mehr lediglich unter dem Label der Hygiene diskutieren. Mary Douglas, die sich in einem im Internet veröffentlichten autobiografischen Interview mit ihrem Kollegen Alan Macfarlane 2006 an den Entstehungskontext ihres Buchs während einer Mumpsinfektion erinnert, argumentiert in ihrem strukturfunktionalistischen Ansatz grundsätzlicher: Schmutz, schreibt sie in *Purity and Danger*, verstößt gegen Ordnung. Seine Beseitigung sei keine negative Handlung, sondern eine positive Anstrengung, die Umwelt zu organisieren. Während am Trennen, Reinigen, Abgrenzen und Bestrafen von Überschreitungen vor allem deren Funktion zum Ausdruck komme, eine ungeordnete Erfahrung zu systematisieren, seien Unterschiede zwischen dem europäischen Schmutzverständnis in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und »primitiven Kulturen« nur graduell vorhanden.

Auch die von Peter Burschel und Christoph Marx 2011 herausgegebene Aufsatzsammlung lässt sich von den Douglasschen Thesen anregen. Die 18 Aufsätze sind aus einer 2008 veranstalteten Tagung an der Katholischen Akademie *Die Wolfsburg* in Mülheim/Ruhr hervorgegangen und werden mit dem Ziel veröffentlicht, das Feld der Reinheit in einer interdisziplinär und vergleichend angelegten Studie historisch-

anthropologisch zu erkunden. Interessanterweise sind die Texte weder chronologisch oder kulturell noch nach methodischen Zugängen sortiert, sondern anhand der Medien der Vergesellschaftung von Reinheit: Die vier Medien Körper, Geschlecht, Status und Gemeinschaft liefern zugleich die Hauptüberschriften der vier Kapitel der Aufsatzsammlung. Dennoch zieht sich die Auseinandersetzung mit Mary Douglas nicht wie ein roter Faden durch die Aufsätze: In vielen Aufsätzen wird lediglich auf das berühmte Werk von Douglas verwiesen. Andere Autoren wie der Theologe Arnold Angenendt schreiben in expliziter Anlehnung an Douglas über die Unterscheidung rein/unrein in den sogenannten Hoch- und Weltreligionen. Der Historiker Andreas Bähr wiederum untersucht frühneuzeitliche christliche Vorstellungen von Reinheit anhand der Furcht vor ihrem Gegenteil, der religiösen Unreinheit, und macht dies zum Ausgangspunkt seiner Douglas-Kritik. Denn wenn Mary Douglas körperliche und spirituelle Reinheit analytisch voneinander trennt, folge sie, so Bähr, einer modernen Aufspaltung der Welt, wie sie in Westeuropa erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts formuliert wurde.

Die Ethnologin Beatrix Hauser konzentriert sich auf Vorschriften und Gebote im ländlichen hinduistischen Indien, die auf ihrer Feldforschung im Süden Orissas beruhen. Bezugspunkt aller Reinheitsvorstellungen ist im Hinduismus die Notwendigkeit, sich für die Verehrung der Götter in einen reinen Zustand zu versetzen. Die Gefahr von Unreinheit geht von bestimmten Substanzen wie Leder aus, von Vorgängen im Kontext von Geburt und Tod sowie von allen menschlichen Ausscheidungen. Hauser kann allerdings zeigen, dass Menstruationstabus nicht nur in traditionellen hinduistischen Kontexten relevant sind, sondern durchaus auch noch im zeitgenössischen Deutschland wirken. Denn quantitative Auswertungen von Interviews zeigen, wie wirkungsmächtig auch in Deutschland

Menstruationstabus noch in den 1980er Jahren waren: Menstruierende Frauen sollten besser keinen Sport treiben und keinen Sex haben. Darüber hinaus war ein Großteil der Befragten überzeugt, dass die Regelblutung Gär- und Reifungsprozesse vor allem bei der Herstellung von Fleischwaren und Milchprodukten negativ beeinflusst. Hauser nimmt vor allem den Prozesse des »doing purity« in den Blick und hebt hervor, in welcher Weise die Zeichen der Unberührbarkeit von hinduistischen Frauen während ihrer Menstruation in der sozialen Praxis erlernt und ausgehandelt werden. Während bei Beatrix Hauser die Performanz von Un/Reinheit im Zentrum steht, setzt die Altamerikanistin Astrid Windhus ganz auf die Frage visueller Kultur. Sie untersucht die visuelle Darstellung herrschaftlicher Herkunft bei den Inca, die auf die Vorstellung der Blutreinheit, der *limpieza de sangre*, der spanischen Eroberer trifft. Während die Blutreinheit seit dem 15. Jahrhundert christlichen Spaniern zugeschrieben und konvertierten Spaniern muslimischer und jüdischer Herkunft verwehrt wurde, definiert die Reinheit der Abstammung auch bei den Inca die Beziehung der Individuen zum Göttlichen. Allerdings werde, so Windhus, diese Beziehung durch abstrakte Darstellungen, durch geometrische Formen, Farbgebungen und die Auswahl bestimmter Materialien visuell konstruiert.

Durchaus lesenswert ist die Aufsatzsammlung durch ihren konsequent transnationalen, epochenübergreifenden und interdisziplinären Zugang zum Thema Reinheit. Sie zeigt, wie produktiv unterschiedliche methodische Ansätze – vom »doing purity«, ideengeschichtlichen Perspektiven über Interpretationen visueller Kultur und Diskursanalysen – sein können. Zugleich lassen der Aufsatz des Ethnologen Johannes Harnischfeger über Kultsklaven in Südostnigeria und der Text des Japanologen Klaus Vollmer über die *buraku*-Viertel in Japan keinen Zweifel daran, wie schwer sich das Stigma von Unreinheit trotz aller Diskurse

von Modernität und Emanzipation abschütteln lässt. Religionswissenschaftler/innen, Ethnolog/innen, Kulturwissenschaftler/innen und Historiker/innen, insbesondere aus den Bereichen der Körpergeschichte, der Geschlechterforschung und der Historischen Anthropologie, werden diesen Band mit Gewinn lesen. Allerdings bleibt auch bei dieser Aufsatzsammlung das Problem so vieler interdisziplinärer Projekte ungelöst: Da es keine alles verklammernde Wissenschaftstheorie gibt, bleiben die unterschiedlichen Methoden, Argumentationstypen und die durchaus unterschiedlichen Auffassungen desselben Gegenstandes in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen zu unvermittelt nebeneinander stehen. Den Herausgebern gelingt keine verbindenden These, und so bleibt letztlich der Eindruck einer interessanten Sammlung aktueller Trends, die zugleich jedoch den Effekt eines zu disparaten Kaleidoskops hat.

ISABEL RICHTER (BREMEN)

■ Die Verteilung der Welt

Jörg Fisch (Hg.), *Die Verteilung der Welt. Selbstbestimmung und das Selbstbestimmungsrecht der Völker*, (Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien; Bd. 79), München (Oldenbourg) 2011, 344 S., 69,80 €

Dieser Sammelband ist das Ergebnis einer Tagung, die der Herausgeber im Rahmen seines Stipendiums am Historischen Kolleg in München veranstaltete. Damit ist er zugleich eine Ergänzung zu der von Jörg Fisch ebenfalls schon erschienen und von sachkundiger Seite in *Periplus* rezensierten Monographie zum Thema. Im Gegensatz zu anderen Sammelbänden, die in der Reihe des Historischen Kollegs publiziert wurden, ist dieser dezidiert interdisziplinär ausgerichtet, da neben Historikern auch Völkerrechtler und Politikwissenschaftler Beiträge beisteuerten. Daraus ergibt sich die Gliederung in fünf Teile: Nach zwei Beiträgen, die konzeptionelle Grundfragen des

Themas »Selbstbestimmungsrecht der Völker« behandeln, folgt zunächst ein Teil über die frühe Neuzeit und ein weiterer über das 20. Jahrhundert. Dem schließen sich zwei, jeweils drei Aufsätze umfassende Teile zum Völkerrecht sowie zu neueren politikwissenschaftlichen Konzepten an. Die Beiträge sind zum größeren Teil in deutscher, einige auch in englischer Sprache verfasst; allen Beiträgen sind englische Zusammenfassungen beigelegt. Da für Leser der *WerkstattGeschichte* die historischen Beiträge von größerem Interesse sein dürften, wird diese Besprechung sich intensiver mit ihnen auseinandersetzen, die beiden letzten Teile dagegen nur cursorisch behandeln.

Das von Jörg Fisch in der Einleitung besprochene und von verschiedenen Autoren wieder aufgegriffene Grundproblem besteht darin, dass dem Selbstbestimmungsrecht die Vorstellung der Souveränität zugrunde liegt, die in der neuzeitlichen Geschichte mit dem Staat verknüpft ist. Als Träger der Souveränität werden Völker postuliert und zwar auch solche, die (noch) nicht über einen Staat verfügen. Genau darüber aber, was ein Volk sei, gibt es keinerlei Konsens, woraus die Unmöglichkeit einer völkerrechtsverbindlichen Umsetzung der Selbstbestimmung resultiert. Da sich jedes menschliche Kollektiv selbst als Volk definieren kann, lässt sich keine Grenze ziehen, die ernstzunehmende und legitime Ansprüche von illegitimen unterscheidet.

Georg Kohler stellt die Vertragstheorie von Rousseau in den Mittelpunkt seines ideengeschichtlichen Aufrisses. Die Rousseausche *volonté générale* erweist sich als zentraler Entwurf, der für das Selbstbestimmungsrecht fruchtbar gemacht wurde, der aber das Verhältnis von individueller und kollektiver Selbstbestimmung nicht wirklich klärte, zumal »die Fragen nach dem Wer und dem Was des Volkes im Rahmen dieser Theorie der Volkssouveränität durchaus nicht klar und ein für allemal zu beantworten sind«. Die Volkssouveränität muss bereits voraussetzen, wer das Volk ist und

Vorannahmen machen, die Volk, Nation und Staat in Übereinstimmung bringen und schon aus diesen Grundannahmen heraus etwa die Sezession einzelner Landesteile vom Selbstbestimmungsrecht ausschließen.

Onuma Yasuaki verdeutlicht in seinem Beitrag, dass das Selbstbestimmungsrecht primär ein höchst wirksames Instrument des Antikolonialismus war. Während die europäische Expansion bis dahin nebeneinander existierende Rechtsräume kolonial vereinheitlichte, beanspruchten die Zivilisationen außerhalb Europas Gleichheit im Rahmen dieser neuen globalen Rechtsordnung. Yasuaki zeichnet den Zusammenbruch anderer internationaler Rechtsräume bzw. die direkte Subordination durch koloniale Expansion der Europäer nach. Seine interzivilisatorische Perspektive beantwortet indes keineswegs alle Fragen. Genauere Ausführungen über das islamische und das sinozentrische System wären wünschenswert und insbesondere Überlegungen dazu, warum die Unabhängigkeit Koreas vom sinozentrischen System im Japanisch-Chinesischen Krieg von 1895 zu dessen Kollaps beitrug, wie Yasuaki behauptet.

Wichtig ist die Feststellung, dass Selbstbestimmung keineswegs notwendig mit Demokratie einherging, sondern sich an den Begriff der staatlichen Souveränität anlagerte und damit primär zu einem Instrument des internationalen Rechts und nicht der internen politischen Ordnungen wurde. Die Ambivalenz des Selbstbestimmungsrechts wurde in der Zeit nach 1970 manifest, als postkoloniale Staaten begannen, unter Berufung auf Souveränitätsrechte Minderheiten in den eigenen Grenzen zu unterdrücken. Das heißt, Selbstbestimmungsrecht und staatliche Souveränität gerieten nun in einen Gegensatz zueinander, der die letzten Jahrzehnte stark bestimmt hat, da sie nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes von neuen und wieder neu aufbrechenden Sezessions- und Autonomiebewegungen auf allen Kontinenten geprägt waren.

Der sich an den konzeptionellen anschließende zweite Teil behandelt die frühe Neuzeit. Heinz Duchhardt macht deutlich, dass das, was man später Selbstbestimmungsrecht nannte, erstmals im 18. Jahrhundert artikuliert wurde, und verweist einmal mehr auf die Schlüsselperson Rousseau und dessen Verfassungsentwurf für Korsika. Das Scheitern der korsischen Autonomiebewegung und die Integrierung Lothringens in das französische Königreich belegen, wie wenig durchsetzungsfähig der neue Gedanke des Selbstbestimmungsrechts zunächst war.

Daran schließen sich zwei folgende Beiträgen an, die die Schlüsselereignisse der Französischen und Amerikanischen Revolutionen behandeln, in denen zwar der Begriff Selbstbestimmungsrecht nicht benutzt wurde, von denen aber die Initialzündungen ausgingen, ohne die die weitere Entwicklung nicht verständlich wäre. Das Selbstbestimmungsrecht, auf den ersten Blick eindeutig in seinem Bezug auf das Naturrecht, entfaltet seine Ambivalenz mit der dynamischen Entwicklung der Revolution selbst. Denn es stellte sich im Zug der Revolutionskriege und der Bedrohung der Revolution von außen bald heraus, dass es zwar für diejenigen Bevölkerungsgruppen und Regionen galt, die sich der Republik anschließen wollten, keineswegs aber für Sezessionsbewegungen. Hierin wird einmal mehr die Uneindeutigkeit des Begriffes »Volk« erkennbar, der bis heute nie in einer juristisch belastbaren Form definiert wurde. Gleichwohl bleibt er der Zentralbegriff und die Legitimationsgrundlage für Abspaltungsbewegungen.

Jörg Fisch unterstreicht in seinem Beitrag, dass Selbstbestimmung zunächst als amerikanisches Projekt betrieben, nicht aber als solches artikuliert wurde, denn die nordamerikanischen Kolonien beriefen sich auf das naturrechtlich hergeleitete Recht auf Unabhängigkeit. Die für die nachfolgenden Jahrhunderte folgenreiche Entwicklung fand indes in Südamerika statt, weil dort

die Prioritäten gesetzt wurden, die bis heute gelten. Die Gefahr einer ausufernden Berufung auf das Recht auf Selbstbestimmung wurde eingedämmt durch die nationale Souveränität und die Unverletzlichkeit der mit der Unabhängigkeit festgelegten Staatsgrenzen. Das Recht auf Selbstbestimmung konnte nur einmal eingefordert werden, nämlich im Akt der Entkolonialisierung, wie es die lateinamerikanischen Politiker mit der Formel »*uit possidetis*« rechtlich festlegten, indem die alten kolonialen Verwaltungsgrenzen zu Grenzen der neuen Nationalstaaten erhoben und für unveränderlich erklärt wurden. Dies implizierte die Delegitimierung von Sezession, die dann, allerdings ohne direkten Bezug auf Lateinamerika, wiederum auf dem nördlichen Kontinent mit dem Bürgerkrieg auch illegal wurde. Demgegenüber scheiterte die Übertragung auf den europäischen Kontinent, das heißt, das Recht auf Selbstbestimmung erwies sich als praktikabel nur im Hinblick auf die Entkolonialisierung überseeischer Territorien, nicht jedoch auf die Desintegration multiethnischer Reiche, wie nach dem Ersten Weltkrieg. Denn während in Europa die Völker, die das Selbstbestimmungsrecht für sich beanspruchten, sich bereits als solche definiert hatten, waren sie in Lateinamerika Produkte der Staaten. Die kolonialen Verwaltungsgrenzen, die die neuen Staaten umgaben, definierten keineswegs ethnische Einheiten. Ähnlich wie in Afrika später ging in Lateinamerika die Staatsbildung der Nationsbildung voraus.

Jost Dülffer untersucht die beiden Weltkriege als entscheidende Wegmarken für die Entwicklung des Selbstbestimmungsrechts im 20. Jahrhundert und weist nach, dass die Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht durch Völker, die nicht zu den kolonialisierten gehörten, aus dem oben genannten Grund der vorangegangenen Formierung von Nationen einherging mit Neu- und Umverteilungen von Territorien. Doch wurden diese durch Siegermächte vorgenommen, die nach reinen Machtinteressen

entschieden und sorgfältig vermieden, die von ihren Maßnahmen betroffenen Bevölkerungsgruppen um ihr Einverständnis zu ersuchen. Selbst in Fällen, wo es Volksabstimmungen gab wie in Oberschlesien, führte die Mehrheitsentscheidung für Deutschland dazu, dass das Gebiet kurzerhand geteilt wurde. Doch blieben solche Abstimmungen wie etwa diejenige im Saarland die Ausnahmen. Während nach dem Ersten Weltkrieg vor allem Grenzen verschoben wurden, kam es nach dem Zweiten Weltkrieg zu ethnischen Säuberungen in großem Stil, um homogenisierte Nationalstaaten zu schaffen und damit künftige Grenzstreitigkeiten auszuräumen. Der Beitrag zeigt, warum sich das Selbstbestimmungsrecht nicht als regulatives Prinzip in Europa durchsetzen konnte, sondern bei Bedarf als propagandistisches Instrument benutzt wurde, stets aber den Imperativen von Macht- und Bestands-, gelegentlich sogar Friedenssicherung subordiniert blieb. Angesichts der Sprengkraft des Prinzips und der Unlösbarkeit der ethnischen inner- und zwischenstaatlichen Konflikte, die es heraufbeschwören musste, hätte es auch kaum anders kommen können.

Zwei weitere Beiträge behandeln Einzelaspekte der Entwicklung des Selbstbestimmungsrechts im 20. Jahrhundert. Marina Cattaruzza und Sacha Zala zeigen am Beispiel Italiens nach dem Ersten Weltkrieg, dass das Selbstbestimmungsrecht eine rein »subsidiäre« Bedeutung hatte. Machtpolitische Interessen räumten der Gründung Jugoslawiens Priorität ein, weshalb Italiens Ansprüche auf Fiume zurückwiesen wurden, da Wilson vorrangiges Interesse an der Errichtung des Völkerbundes hatte.

Marc Frey untersucht die Bedeutung von Selbstbestimmung in der amerikanischen Außenpolitik zur Zeit der beiden Weltkriege und kommt zum Schluss, dass die USA das Konzept ausgesprochen zurückhaltend aufgriffen, gerade weil entscheidende Begriffe gar nicht definierbar waren. Nur im Zug der Entkolonialisierung ließ es sich in prak-

tische Politik umsetzen, ansonsten diente es als risikoloser Slogan im Propagandakrieg gegen die Sowjetunion.

Die drei Beiträge aus völkerrechtlicher Sicht diskutieren die begrenzten Möglichkeiten der praktischen Umsetzung des Selbstbestimmungsrechts und kommen abermals auf dieselben Grundprobleme zu sprechen. An konkreten Beispielen, wie den Individualbeschwerden vor dem UNO-Menschenrechtsausschuss oder den Rechten indigener Völker wird herausgearbeitet, dass das »äußere«, auf staatliche Souveränität abzielende Selbstbestimmungsrecht von der internationalen Staatengemeinschaft aus Eigeninteressen lahmgelegt wurde. Das innere Selbstbestimmungsrecht in Gestalt kultureller und ökonomischer Autonomie von Minderheiten und indigenen Bevölkerungsgruppen hat jedoch Fortschritte im Sinn einer Internationalisierung gemacht.

Die drei politikwissenschaftlichen Beiträge diskutieren verschiedene theoretische Ansätze, die sich zum Ziel setzen, das Selbstbestimmungsrecht mit der Unverletzlichkeit der Grenzen durch neue Formen interner Machtverteilung, Systemen von Checks and Balances zwischen unterschiedlichen ethnischen Gruppen, bestimmten von Minderheiten bewohnten Regionen und der jeweiligen Zentralregierung zu vereinbaren. Allerdings zeigen die Beiträge auch, dass ethnische Unternehmer und andere politische Akteure sich selten an diesen Theorien orientieren. Umgekehrt tragen die Theorien häufig historischen Entwicklungen und sozialen Dynamiken zu wenig Rechnung oder erklären das faktisch Erreichte im Nachhinein theoretisch. Ob sich daraus wirklich Handlungsanleitungen gewinnen lassen, auf die die politikwissenschaftlichen Beiträge implizit abzielen, muss wohl dahingestellt bleiben.

Der letzte Beitrag gibt einen großen Überblick über die Zeitgeschichte der Globalisierung und deren gegenwärtige Gefahren und Potenziale. Gleichwohl nimmt er im Gegensatz zu den beiden anderen Bei-

trägen in diesem Teil stärker Bezug auf gesellschaftliche Dynamiken und ist darum zwar weniger abstrakt, in der Aufzählung der Globalisierungseffekte aber beliebig.

Fast alle Beiträge identifizieren dieselben Grundprobleme, nämlich die fehlende Definition von Volk, die daraus resultierende Unterscheidung von äußerer Selbstbestimmung im Sinne eines Sezessionsrechtes und innerer im Sinne interner Autonomie. Im Fall der letztgenannten kam es in den vergangenen Jahrzehnten zu sukzessiven Verbesserungen, während seit dem Abschluss der Entkolonialisierung das Sezessionsrecht stets der Souveränität der Staaten subordiniert wurde. Dergleichen Redundanzen sind unvermeidlich und dürften auch deswegen nicht ins Gewicht fallen, da ein Sammelband, der einen weiten interdisziplinären wie zeitlichen Bogen spannt, vermutlich eher selten von der ersten bis zur letzten Seite durchgelesen wird. Gleichzeitig wird damit aber auch deutlich, dass dieser Sammelband die Grundproblematik des Themas erschöpfend behandelt hat. Gleichwohl dürften von ihm – eben wegen der Herausarbeitung des Grundproblems – durchaus Anregungen für weitere empirische Studien in allen beteiligten Fächern und hoffentlich auch für wechselseitige Impulse ausgehen.

CHRISTOPH MARX (DUISBURG/ESSEN)

■ Überbringen – Überformen – Überblenden

Dietlind Hüchtker, Alfrun Kliems (Hg.), Überbringen – Überformen – Überblenden. Theorietransfer im 20. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2011, 240 S., 29,90 €

Im Jahr 2007 veranstaltete das Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig seine Jahreskonferenz *Travelling Concepts. Denkweisen und ihre (politischen) Übersetzungen im 20. Jahrhundert*. Nun wurden die Vorträge dieser Tagung von den

zwei veranstaltenden Mitarbeiterinnen des Zentrums, Dietlind Hüchtker und Alfrun Kliems, in einem Sammelband herausgegeben. Dessen Beiträge sind inhaltlich so heterogen wie Fragen nach kulturellem Transfer komplex sind. Lobenswerterweise führen die Herausgeberinnen in ihrer Einleitung nicht nur in die diesen Fragen zugrundeliegenden Überlegungen von Edward Said oder Mieke Bal ein, sondern bringen auch ergiebige Forschungsbeispiele vor, die zum Teil in den folgenden Artikeln weiter ausgeführt werden. Auch Helga Mitterbauer trägt in ihrem Überblick über die Herausbildung und Verästelung der Kulturtransferforschung zur Übersichtlichkeit bei. Gleichzeitig skizziert sie einige jener Reibungsflächen des Untersuchungsgebietes wie auch dessen Analyse, die sich durch den ganzen Band ziehen: Die Gefahr eines essentialistischen Kulturbegriffs etwa, die auch in Martina Kampichlers Beitrag über den Transfer feministischer Theoriemodelle zwischen Ost und West thematisiert wird. Mit Bezug auf Donna Haraways Konzept der *situated knowledges* stellt sie fest, dass solche Dichotomien eine »Illusion von Symmetrie« schaffen sowie Überlappungen und innere Differenzierungen ausblenden. In Erving Goffmans *frame analysis*, in Kombination mit Foucaults Konzeption von Macht, sieht die Autorin das Potenzial, solchen Vereinfachungen entgegenzuwirken.

Durchgehend ist auch die Eigentümlichkeit unterschiedlicher örtlicher Kontexte, die oftmals eine Anpassung von wandernden Theorien bewirken, Thema des Sammelbandes. Überhaupt ist festzuhalten, dass nach der Lektüre nicht-reisende Konzepte kaum mehr denkbar sind. Aus diesem Grund ist die Vorstellung »autochthoner« Theorien auch anachronistisch. Stefan Simonek verwendet in seinem Beitrag zwar diesen Begriff, er nutzt ihn jedoch als Unterscheidungsmerkmal zu »übersetzten« Theorieangeboten und weist selbst auf die Vorläufigkeit dieser Kategorien hin. Ebenso erscheint ein Theorietransfer ohne

Reibungsverluste (oder Reibungsgewinne, möchte man hinzufügen) maximal als seltsame Ausnahme. Während Rainer Grübel die Wandlungen von Michail Bachtins Begriff der Dialogizität zu jenem der Intertextualität als einen Vorwurf an Julia Kristeva formuliert, wird in der überwiegenden Mehrzahl der Beiträge auch die Produktivität dieser in der Bewegung implizierten potenziellen Transformierbarkeit betont.

Gut zu sehen ist dies beispielsweise in Robert Borns Porträt des Budapester Sonntagkreises. Dessen Mitglieder bezogen sich auf die Wiener Schule der Kunstgeschichte ebenso wie sie von philosophischen Fragen und solchen der noch jungen Soziologie beeinflusst wurden. Als die meisten von ihnen nach Ende der ungarischen Räterepublik das Land verlassen mussten, verbreiteten sich ihre Gedanken nach Wien, Berlin oder London und *überformten* sich zu unterschiedlichen Spielarten des einst gemeinsam diskutierten sozialgeschichtlichen Ansatzes in der Kunstgeschichte. Borns Artikel macht aber auch deutlich, welche großen Auswirkungen politische Ereignisse auf die Bewegungen von Theorien und Konzepten haben. Beförderte die Flucht der Budapester Intelligenz im Jahr 1919 die Ausbreitung ihrer Ideen, so schränkten das Aufkommen totalitärer Herrschaftsformen und der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges oftmals deren Wirkung ein. Ein Beispiel dafür ist das wissenschaftstheoretische Werk des Lemberger Mikrobiologen Ludwig Fleck, über dessen Geschichte Katrin Steffen schreibt. Seine 1935 in deutscher Sprache erschienene Arbeit *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* fand nicht zuletzt aufgrund der politischen Umstände nur geringen Widerhall und auch nach 1945 gab es in Polen keinen Platz für liberale Ideen wie die seinen. Erst nach Flecks Tod kam es zu einer langsamen (Wieder-)Entdeckung seines Werkes.

Die Bedeutung politischer Umbrüche – diesmal der Zusammenbruch des Sozialismus in Ostmitteleuropa – untersuchen

auch Andrea Petö und Miglena Nikolchina. Petö analysiert anhand dreier Beispiele den Wandel der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Ungarn. Sie kommt darin zum Ergebnis, dass seit 1989 große Mengen an individuellen Geschichten zur Verfügung stehen, denen mehr oder weniger kritiklos Authentizität und Wahrheit zugeschrieben wird – so werden häufig die Fakten »replaced by the feelings attached to the interpretation of those facts«. Außerdem weist sie auf die Wende überdauernde Kontinuitäten hin, wie die Skepsis gegenüber Theorieangeboten und die Sozialgeschichte als einzig gültiges Erklärungsmodell. Nikolchina wiederum rekapituliert auf eine gleichzeitig sehr persönliche wie auch theoretische Weise den Umbruch in Bulgarien. Sie erzählt die Geschichte »des Seminars« – universitäre Veranstaltungen, die den konventionellen Rahmen sprengten und in den 1980er Jahren zu einem oppositionellen Forum wurden – und von den Missverständnissen und Enttäuschungen zwischen Intellektuellen aus dem »Osten« und dem »Westen«, die auf die Euphorie nach dem Zusammenbruch des politischen Systems folgten. Um die Ursachen dieser Missverständnisse zu erhellen, bringt sie die Begriffe Utopie und Heterotopie ins Spiel, macht einen Exkurs über den russischen Kosmismus und die Bedeutung von Science Fiction zu Zeiten des Sozialismus und stellt schließlich fest, dass die Utopie freier und effektiver Intellektualität mit einem konkreten Ort – dem »Westen« – identifiziert worden ist. Um das Foucaultsche Bild des Spiegels zu verwenden: Erst als er zerbrochen war, wurde deutlich, dass man statt eines Ortes bloß eine Utopie vor sich gehabt hat. Die hier angesprochene Reflexion des Raumbegriffs könnte auch für weitere Transferforschungen produktiv sein.

Die Bedeutung der *postcolonial studies* für dieses Anwendungsgebiet bildet in diesem Band einen ebenso großen Schwerpunkt wie die Frage nach dem Transfer entsprechender theoretischer Konzepte.

III

Alfred Sproede und Mirja Lecke gehen ihrer Rezeption und Anwendung in Russland, Polen und Litauen nach und stellen schon zu Beginn fest: »Auf die Länder bezogen, die mindestens bis 1989 unter russischer Hegemonie standen, folgen die Forscher in der Regel einer nationalen Agenda, die auf eine Kritik der diskursiven Mechanismen russischer Herrschaft und auf deren Abwehr zielt.« Diese Aussage findet ihre Bestätigung beispielsweise in den Arbeiten der polnisch-amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Ewa Thompson. In Russland wiederum kommt es häufig zu unklaren Abgrenzungen von Begriffen wie Kolonisierung, Zivilisierung oder Verwestlichung und Kritik am Kolonialismus ist nicht selten in einen nationalistischen Diskurs eingebettet. Eine Alternative stellt die Zeitschrift *Ab Imperio* dar, in welcher die Ansätze der *postcolonial studies* kritisch diskutiert werden können.

Stefan Simonek schreibt in seinem Beitrag über den mitteleuropäischen Raum als Schnittstelle von Ansätzen aus den *postcolonial studies*. Es sind vor allem verschiedene Konzepte Homi Bhabhas wie dessen Begriffe der Hybridität und des Dritten Raumes, deren Anschlussfähigkeit er an vergleichbaren Konzepten von Zoran Konstantinović, Moritz Csáky und Peter Zajac überprüft. Den relativ widerstandslosen Transfer dieser Ideen begründet Simonek zum einen damit, dass sie allesamt eine strukturelle Offenheit aufweisen, wodurch Übersetzungsprozesse erleichtert werden. Zum anderen ist all diesen theoretischen Konzepten ein Bewegungsmoment bereits eingeschrieben, da sie aus der Analyse von miteinander interagierenden Kulturen entstanden sind.

Die Metapher des Reisens – das gilt für diesen Beitrag genauso wie für den gesamten Band – ist daher gleichermaßen Teil der hier diskutierten Theorien wie sie auch zur Bezeichnung eines Forschungsfeldes dient, in dessen Zentrum das Wandern von Ideen ebenso wie von damit verbundenen Personen steht. Das macht den Umgang mit ihr

nicht unbedingt einfach, doch bei gleichzeitiger Problematisierung dieses Ansatzes entfaltet er gerade auch innerhalb des hier fokussierten geographischen Kontexts großes Potenzial. Nach Lektüre dieses Bandes bleibt die Lust, dieses Potenzial weiter auszuloten.

SIMON HADLER (WIEN)

■ Evening's Empire

Craig Koslovsky, Evening's Empire. A History of the Night in Early Modern Europe (New Studies in European History), Cambridge (Cambridge University Press) 2011, 431 S., 36 Abb., 21,95 €

Der Unterschied zwischen Tag und Nacht ist sprichwörtlich. Er strukturiert in vielerlei Hinsicht unseren Alltag, auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts, wenngleich mit Hilfe von künstlichem Licht fast allen Tagesaktivitäten auch nachts nachgegangen werden kann. Wie die Nacht gleichsam erobert wurde, untersucht Craig Koslovsky in seinem faszinierenden Buch über die Geschichte der Nacht im Europa der frühen Neuzeit. Er prägt hierfür den Begriff der »nocturnalization«, was sich, anders als mit der artifiziellen »Nokturnalisierung«, kaum ins Deutsche übersetzen lässt. Damit meint Koslovsky die »ongoing expansion of the legitimate social and symbolic uses of the night«. Das Buch behandelt eine beeindruckende Breite an Themen, betrachtet durch die Linse der Nacht, was sich am besten mittels einer knappen Inhaltsangabe skizzieren lässt.

Nach einem ersten Kapitel, »An early modern revolution«, das im Sinne einer Einleitung die Thematik des Buches und den Forschungsstand skizziert, beginnt Koslovsky seine Untersuchung mit dem kulturhistorischen Kapitel »Darkness and the Devil, 1450–1650«, das anhand ausgewählter Autoren wie etwa Hans Sachs (1494–1576) oder Pierre de Ronsard (1524–1585) frühneuzeitliche Vorstellungen über die Nacht

untersucht. Diesen Autoren war die Nacht eine Zeit des Schreckens und Verbrechens, in der Hexen und Häretiker ihrer Tätigkeit nachgingen. Konfessionelle Konflikte etwa wurden als ein Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Dunkelheit dargestellt; Martin Luther brachte, in den Worten Hans Sachs', einer Nachtigall gleich das Licht des Tages. Die Praxis der religiösen Verfolgung jedoch führte unintendiert, so Koslofsky im dritten Kapitel »Seeking the Lord in the night, 1530–1650«, zu einer Sakralisierung der Nacht, da sich die religiös Verfolgten, insbesondere die Wiedertäufer, im Schutze der Dunkelheit treffen mussten, um so ihren Glauben praktizieren zu können. Theologen wie Johannes vom Kreuz, Jacob Böhmer oder John Donne erblickten nun in der Nacht einen »Weg zum Göttlichen«. Es ist, wie Koslofsky betont, schwierig diesen Wandel zu erklären. Neben dem gleichsam erzwungenen Gang in die Nacht, um dort Gottdienst zu halten, verweist Koslofsky darauf, dass die Unterscheidung zwischen Gut und Böse, Licht und Dunkelheit, die zu Beginn der Reformation noch klar und eindeutig war, gegen Ende des 16. Jahrhunderts unklar und verschwommen wurde. Damit wurde es auch möglich Dunkelheit anders, positiver zu interpretieren.

Von theologischen Traktaten kommt Koslofsky zu weltlicher Herrschaft. Im vierten Kapitel »Princess of darkness: the night at court, 1600–1750« diskutiert er die Nokturnalisierung höfischen Lebens in Europa, etwa in der Form von Spektakeln, Theaterstücken, aber auch des dortigen Alltags. Eine Erklärung für diese Entwicklung findet Koslofsky in der Notwendigkeit Herrschaft zu repräsentieren. In einer Zeit religiöser und politischer Umwälzungen bedurften die Herrscher Europas einer Sprache, die auch außerhalb ihrer Territorien verstanden wurde. Gewalt war eine solche *lingua franca*; die Sprache des »Lichts«, das die Nacht erleuchten sollte, wie etwa Feuerwerke. Um Koslofsky zu zitieren: »[N]

octurnal darkness intensified the night that represented the Divine or the prince«.

Die folgenden zwei Kapitel wenden sich dem städtischen, bürgerlichen Raum zu. Zunächst stellt Koslofsky das Aufkommen von Straßenbeleuchtungen dar, mit denen nächtlicher Kriminalität und Unruhe Einhalt geboten werden sollte. Ob der damit verbundenen Kosten stießen entsprechende Dekrete der Herrschenden – vor allem in Frankreich – jedoch immer wieder auf den entschiedensten Widerstand der Städter. Das sechste und vielleicht aufschlussreichste Kapitel behandelt sodann die »Kolonialisierung« der städtischen Nacht. Diese Begriffswahl bedarf einer Erklärung. Sie lenkt den Blick darauf, dass die Nokturnalisierung der Nacht im städtischen Raum ein umkämpfter und gewaltsamer Prozess war, bei dem es darum ging Macht und Autorität gegenüber jenen zu etablieren, denen die Nacht vorher »gehört« hatte: Jugendlichen, Studenten, Prostituierten und anderen Angehörigen der Unterklassen, die oftmals betrunken für nächtliche Unruhe sorgten. Diese wurden durch das aufstrebende Bürgertum, das sich beispielsweise in Kaffeehäusern traf, aus der Nacht verdrängt. Damit rückt nicht nur der Ort, sondern auch die Zeit der entstehenden Öffentlichkeit im Sinne Habermas' in den Fokus. Dass Ort und Zeit die Öffentlichkeit der Nacht prägten, führte dazu, dass Frauen aus der »public sphere« ausgeschlossen wurden, war doch die Nacht kein Ort für respektable Frauen des Bürgertums, höchstens für Dienerinnen und Prostituierte.

Ob es auch auf dem Land eine »Kolonialisierung« der Nacht gab, fragt Koslofsky im siebten Kapitel. Zumindest den Versuch dazu gab es. Nächtliche Aktivitäten spielten im dörflichen Leben eine große Rolle. In Spinnstuben etwa trafen sich junge Mädchen und Burschen bei Nacht zum Kennenlernen und Feiern; dass sich hier Liebespaare fanden, wird kaum verwundern. Der Kirche und weltlichen Autoritäten war dies ein Dorn im Auge, nicht zuletzt, weil müde Gläubige immer wieder während der Pre-

digd einschließen. Im Gegensatz zur Stadt, wo eine Gruppe, das Bürgertum, die traditionellen »Bewohner« der Nacht gleichsam vertrieb, ging es den Autoritäten auf dem Land aber darum, traditionelle nächtliche Aktivitäten zu verbieten, ohne dass die Nacht durch andere Aktivitäten gefüllt worden wäre. Allerdings betont Koslofsky, dass diese Versuche im Vergleich zur Stadt weitgehend erfolglos blieben. Die ältere Generation ländlicher Autoritäten erinnerte sich wohl an ihre eigene Jugend und hatte kaum Ambitionen, dem nächtlichen Treiben Einhalt zu gebieten.

Das abschließende Kapitel »Darkness and Enlightenment« wendet sich Autoren der frühen Aufklärung wie Balthasar Bekker und dem zu, was sie über die Nacht und ihre (Un-)Wesen wie Geister und Hexen zu sagen hatten. Durch den Prozess der Nokturnalisierung hatte die Nacht, so Koslofsky, ihren Schrecken verloren. Gleiches gilt für ihre (imaginären) Bewohner wie Geister und Hexen, deren Existenz nicht mehr plausibel erschien. Sie mochten in Träumen existieren, bei Tage und im Lichte der Vernunft betrachtet nicht. Dunkelheit, die Absenz von Vernunft aber herrschte nicht nur bei Nacht, sondern ebenso bei den »dunklen« Völkern, was Koslofsky schließlich den Bogen zum Rassismus der Aufklärung schlagen lässt: Aufgeklärt werden konnten nur die Europäer. Gleichwohl, dieser letzte Bogen vermag nicht recht zu überzeugen. Was hat der zweifellos vorhandene Rassismus bei den vorgestellten Autoren noch mit der Geschichte der Nacht zu tun?

Dieser kurze Überblick wird dem Reichtum des Buches sicherlich nicht gerecht, deutet aber an, welche große Anzahl an Themen Koslofsky durch die Linse der Nacht behandelt, wobei er eine sehr breite Quellenbasis zu Rate zieht: von theologischen Diskursen über symbolische Praktiken und technische Entwicklungen bis hin zu Herrschaftspraktiken und Widerstand gegen diese. Es ist gerade diese Verbindung von Kultur- und Alltagsgeschichte, in der eine

der Stärken des Buches liegt. Sie ermöglicht Koslofsky, einen überaus umfassenden und dennoch fokussierten Blick auf Europa in der Frühen Neuzeit zu werfen.

Könnte man die Geschichte jener, die in der Nacht lebten, bevor diese »kolonisiert« wurde, als eine »anarchistische« Geschichte der Vermeidung staatlicher Herrschaft schreiben?

JOACHIM C. HÄBERLEN (BERLIN)

■ Turkestan-Expeditionen

Franziska Torma, Turkestan-Expeditionen. Zur Kulturgeschichte deutscher Forschungsreisen nach Mittelasien (1890–1930) (Kulturgeschichten der Moderne; 5), Bielefeld (Transcript) 2011, 282 S., 26 Abb., 34,80 €

In ihrer Monografie über Turkestan-Expeditionen bringt uns Franziska Torma einen bisher vernachlässigten Aspekt in der Geschichte der Expeditionsreisen nach Mittelasien näher: die Motivation des deutschen Kaiserreichs und der Weimarer Republik, Reisende in diese Region zu entsenden. Das historische Turkestan (lit. »Land der Türken«) wird auch mit dem altertümlichen Namen Turan assoziiert und umfasste im Westen die Gebiete der heutigen unabhängigen mittelasiatischen Republiken Kasachstan, Kirgistan, Usbekistan, Tadschikistan und Turkmenistan sowie das Gebiet der autonomen chinesischen Provinz Xinjiang im Osten und den nördlichen Teil des heutigen Afghanistans im Süden. Wie Torma aber in ihrer Monografie überzeugend belegt, war Turkestan in erster Linie Objekt einer »emotionalen und imaginativen Geografie«, und seine Grenzen waren und bleiben umstritten. Kaum erschlossen zog die Region Entdeckertypen, Bergsteiger, Kolonialbeamte und -politiker sowie Wissenschaftler gleichermaßen in ihren Bann. Der Schwerpunkt der Monografie liegt somit auf den Ansichten einzelner Reisender, die zumeist im Auftrag ihrer Imperien reisten und ihre Erlebnisse

in Form von Reiseberichten, Tagebüchern und Forschungsprotokollen festhielten. Ihre vielfältigen und teils überraschenden Einschätzungen geben Torma die notwendigen Stichworte für ihre kulturhistorischen und theoretischen Ausführungen.

Im ersten von insgesamt sechs Kapiteln werden die Hochgebirgsexpeditionen in das aus deutscher/europäischer Perspektive als »Wildnis« vorgestellte Turkestan betrachtet, das als einer der letzten »weißen Flecke« in einer zunehmend kartografierten Welt galt. Unter dem Titel »Archäologie der vergangenen Fremde« behandelt das zweite Kapitel die ebenfalls während der Zeit des Kaiserreichs unternommenen Turfan-Expeditionen. Torma verfolgt die These, dass die Reise für die Forscher gleichzeitig eine »Suche nach der (eigenen) Gegenwart« gewesen sei. Für die Autorin sind die Beschreibungen in den Reiseberichten über Turkestan in erster Linie Ausdruck einer romantischen Suche nach dem Irrationalen und Stoff, der die »Selbstverständigungsdebatten der deutschen Gesellschaft in einer Zeit der Veränderungen und des weltweiten Wandels« anfeuert. Die Berichte geben somit Auskunft über das in der Kaiserzeit und später in der Weimarer Republik vorherrschende Weltbild und das damals einsetzende Bewusstsein über den Konstruktionscharakter und die Uneindeutigkeit von Vergangenheit. Während im ersten Kapitel der Frage nachgegangen wird wie die deutsche Geografie mit Globalisierung und zeitlichem Wandel umgeht, widmet sich Torma im zweiten Kapitel den Orientalismen und Ursprungsmythen, die sie in den Ausführungen der Reisenden finden. Turkestan wurde dabei als verborgener, abgeschiedener und ethnisch reiner Ort betrachtet. Torma zeigt überzeugend, wie die reisenden Wissenschaftler bei ihren Rekonstruktionsversuchen von Turkestan in Gestalt des mythischen Turan als der Urheimat der turkstämmigen Völker an die Grenzen ihres eigenen Wissenschaftsverständnisses stießen.

Im dritten Kapitel ihres Buches widmet sich die Autorin den Motivationen der Forschungsreisenden, beschwerliche und lange Reisen auf sich zu nehmen. Auf der einen Seite habe Abenteuerlust die Reisenden getrieben, deren Erzählungen und Heldenmythen den Weltmachtanspruch und die Weltherrschaftsfantasien des Deutschen Reiches beflügeln halfen. Auf der anderen Seite macht Torma in den Aufzeichnungen des Forschungsreisenden Willi Rickmers und anderen Nostalgie als treibendes Moment aus: »Nostalgie bündelte eine unbestimmte Wehmut, ein Gefühl des Weltschmerzes sowie eine Suche nach derjenigen Ganzheit, welche in der europäischen Gegenwart vermisst wurde«. Während die Russifizierung voranschritt, also die vom Zarenreich gesteuerte Politik zur Assimilation und Aneignung Turkestans, entdeckten die deutschen Reisenden im zentralasiatischen »Orient« die letzten Reste einer untergehenden Welt. Die Gleichzeitigkeit von Fortschritt und Tradition, von Torma treffend als »Zwischenzeit« bezeichnet, prägte die Darstellung Turkestans in den Berichten der Reisenden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs, dessen Einfluss auf die deutschen Forschungsreisen Torma im vierten Kapitel untersucht, wurde dieser Zeitwahrnehmung ein Ende gesetzt. Turkestan wurde nunmehr unter dem Blickwinkel eines potenziellen Rohstofflieferanten gesehen. Darüber hinaus versuchte die Entente, durch die Unterstützung antikolonialer Aufstände der panturkischen Bewegungen den Einfluss der Briten in der Region zu unterminieren. Ihre Vorhaben verpackten die Deutschen im Diskurs der »Entwicklungshilfe« für die Völker Asiens, und versuchten, sie so von dem als fehlgeleitet verstandenen Zivilisierungsauftrag der Russen abzugrenzen.

Im fünften Kapitel zieht Torma Bilanz, was nach dem verlorenen Weltkrieg in Deutschland von diesen Plänen noch übrig geblieben war. Dabei konzentriert sie sich

auf die detaillierten Aufzeichnungen des Kolonialbeamten Rudolf Asmis, der das »neue Turkestan« als »kolonialen Ergänzungsraum des Deutschen Reiches« propagierte und damit in der deutschen Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit auf offene Ohren stieß. Neue Eisenbahn- und Straßennetze, Dampferlinien, der Export von Baumwolle im großen Stil sowie die Möglichkeit, Turkestan als zukunftsreiches Neuland für deutsche Arbeit zu gewinnen, wurden diskutiert und letztendlich verworfen. Laut Torma waren diese Bemühungen Ausdruck eines »postkolonialen Masterplans«, bei dem potenzielle deutsche Kolonien als ein Rettungsanker für das Deutsche Reich gesehen wurden, in welchem innenpolitisch die ungelöste »Soziale Frage« Druck auf die bestehende Ordnung ausübte und außenpolitisch die internationale Konkurrenz das Land umzingelte. Besonders interessant sind die Parallelen, die Torma zwischen der jeweiligen Wahrnehmung Afrikas und Turkestans in den Aufzeichnungen der deutschen Forschungsreisenden ausmacht, da Deutschland bei den Versuchen, Turkestan als deutsches Einflussgebiet zu erschließen, auf die in Afrika gemachten kolonialen Erfahrungen des Kaiserreichs zurückgriff.

Im letzten Kapitel widmet sich Torma der berühmten Alai-Pamir-Expedition im Jahr 1928, mit der das Expeditionszeitalter sein Ende fand. Diese im Jahr 1928 beginnende Expedition war ein Großforschungsprojekt des Deutschen Reichs und wurde gemeinsam mit der Sowjetunion konzipiert und durchgeführt. In der Darstellung Willi Rickmers, der die Leitung der deutschen Abteilung innehatte, war dies ein »modernes« Unterfangen, bei dem Verwissenschaftlichung, Rationalisierung, Technisierung und das Streben nach universaler Planung im Mittelpunkt standen und das sich somit von den früheren Abenteuerreisen in die Region unterschied. Torma untersucht, wie durch diese wichtige Expedition alternative Formen der europäischen Deutungshoheit über Mittelasien festgeschrieben wurden.

In einem knapp gehaltenen Schlusskapitel rekapituliert Torma die Bedeutung Turkestans für die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts. Sie sieht in der Region ein Spiegelbild einer Gesellschaft, die auf der Suche nach sich selbst sei und dabei Turkestan als »utopischen Ort« imaginierte. Sie plädiert dafür, die Zeit zwischen 1890 und 1930 nicht als »klassische Moderne« (Detlev Peukert), sondern als »lange Jahrhundertwende« (Pierre Marchand) zu interpretieren, da dieses Konzept die Zerrissenheit der Bevölkerung zwischen verschiedenen Zeiträumen sowie den Wandel der Wissens- und Weltordnung besser wiedergebe. Mit August Nitschke argumentiert die Autorin, dass charakteristisch für diese Zeitspanne sei, dass sie eigentlich aus zwei Zeitaltern bestünde: aus einer untergehenden alten und aus einer beginnenden neuen Epoche. Laut Torma hat diese Zeitspanne für Deutschland einen »Möglichkeitsraum« eröffnet, der im Unterschied zu den nationalsozialistischen Plänen über die Kolonialisierung des Ostens so vielfältig war, an den der Entwicklungshilfediskurs der 50er Jahre »fast bruchlos« anknüpfen konnte.

Torma hat mit ihrem Fokus auf die Turkestan-Expeditionen einen ungewöhnlichen und sehr gewinnbringenden Beitrag zum Verständnis des kolonialen Denkens im deutschen Kaiserreich und der Weimarer Republik geleistet. Das Buch ist auch für Zentralasienspezialisten interessant, da sich die meisten bisherigen Publikationen über das Zeitalter der Expeditionen auf russische Reisende konzentrieren. Die Positionen der deutschen Kolonialpolitik sowie die Rolle der deutschen Forschungsreisenden sind weitaus weniger bekannt. Das Buch ist gut lesbar geschrieben und mit zahlreichen historischen Fotografien und Karten bebildert. Außerdem verfügt es über einen hilfreichen Index. In der Bibliographie fehlen allerdings einige der im Text und in den Fußnoten genannten Titel. Das Schlusskapitel ist weniger ein Abschluss der Thematik als ein Ausblick auf weiterführende Diskussionen;

auch stilistisch unterscheidet es sich durch den häufigen Gebrauch von rhetorischen Fragen von den vorhergehenden Kapiteln. Die Diskussion der Diskurse über Turkestan als Alternative zu späteren nationalsozialistischen Plänen wirkt dadurch etwas gedrängt. Dieser Einwand trübt jedoch die Lektüre einer ansonsten informationsreichen und spannenden Monografie nur wenig.

JUDITH BEYER (HALLE/SAALE)

■ Fremde neue Welten

Eva Oberloskamp, Fremde neue Welten. Reisen deutscher und französischer Linksintellektueller in die Sowjetunion 1917–1939 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte; Bd. 84), München (Oldenbourg) 2011, S. 472, 21 Abb., 49,80 €

Während einer Reise in die Sowjetunion im Jahr 1937 nahm der Schriftsteller Lion Feuchtwanger die Gelegenheit wahr, als Augenzeuge am zweiten Moskauer Schauprozess gegen die sogenannten »Trotzkisten« teilzunehmen. In seinem anschließend veröffentlichten Bericht rechtfertigte er das Vorgehen der sowjetischen Regierung gegenüber westlichen Journalisten, die in den Prozessen einen Beleg für Stalins Machtgier und Skrupellosigkeit sahen. Es sei unmöglich, dass Stalin, der Große für den wirtschaftlichen Aufbau der Sowjetunion geleistet habe, die »ungeheure Dummheit« begehe, eine »plumpe Komödie« aufzuführen, um ein »Rachefest« zur Demütigung der politischen Gegner zu feiern. Die Selbstbezeichnungen der »Trotzkisten« hielt Feuchtwanger für realistisch. Gegen die in der westlichen Presse verbreitete These von den erpressten Geständnissen sprachen, aus seiner Sicht, die »Frische und Vitalität« der Angeklagten. Der Angeklagte Karl Radek habe während der Verhandlung Tee getrunken und hin und wieder mit lässiger Geste ein »Scheibchen Zitrone« in seine Tasse »plumpsen« lassen.

Wie war es möglich, dass Intellektuelle wie Lion Feuchtwanger angesichts von Säuberungen, Massendeportationen und anderen Formen des politischen Terrors an die »zunehmende Demokratisierung« der Sowjetunion glaubten und ein rosiges Bild der dortigen Verhältnisse in der westlichen Öffentlichkeit verbreiteten? Diese Frage, die bereits mehrere Generationen von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen sowie eine breitere, politisch interessierte Öffentlichkeit beschäftigt hat, wird nun erneut von einer jungen Historikerin aufgegriffen. In ihrer »Fremde neue Welten« betitelten Studie analysiert Eva Oberloskamp die Wahrnehmungen bekannter deutscher und französischer Linksintellektueller, die in den Jahren zwischen den Weltkriegen die Sowjetunion bereisten. Angesichts der Menge der zum Thema »Intellektuelle und Kommunismus« bereits publizierten Arbeiten drängt sich allerdings die Frage auf, welche neuen Erkenntnisse und Erklärungsansätze ihre Untersuchung bieten könne.

Für ihre Analyse wählt die Autorin ein dreistufiges Verfahren: Zunächst rekonstruiert sie »Erwartungshorizonte«, welche die Wahrnehmungen der Intellektuellen vorstrukturierten. Im folgenden Abschnitt bietet sie eine nach thematischen Aspekten gegliederte Zusammenstellung von Wahrnehmungen und Beurteilungen, welche sie aus Reiseberichten und anderen Aufzeichnungen der Protagonisten herauspräpariert. In einem dritten Schritt untersucht die Autorin Deutungsmuster, welche den Bewertungen der wahrgenommenen Zustände zugrundelagen.

Zu den »Erwartungshorizonten« zählt die Autorin insbesondere die Stellung der Protagonisten in der eigenen Gesellschaft. Gestützt auf Forschungen zur *intellectual history* verweist sie auf nationalspezifische Unterschiede im Hinblick auf Rolle und Ansehen der Intellektuellen. Deutsche Linksintellektuelle waren demnach stärker marginalisiert als ihre männlichen und weiblichen Kollegen aus Frankreich. Wäh-

rend die »Linke« in der Weimarer Republik weitestgehend mit dem radikalen Flügel der Arbeiterbewegung identifiziert wurde, reichte sie in Frankreich bis in die Mitte der Gesellschaft: Dort wurden auch bürgerlich-demokratische Parteien der »Linken« zugerechnet. Gemeinsam war linken Intellektuellen in Deutschland und Frankreich ein ausgeprägtes Krisenbewusstsein, dessen Ausgangspunkt das Trauma des Ersten Weltkrieges bildete und das später sowohl durch die Weltwirtschaftskrise als auch durch den Aufstieg des Faschismus in Europa verstärkt wurde.

Im Hauptteil der Untersuchung stellt die Autorin Stellungnahmen aus den Reiseberichten der Intellektuellen nach thematischen Gesichtspunkten zusammen: Welche Aspekte der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse wurden wahrgenommen bzw. thematisiert? Wie wurde die kulturelle Produktion in der Sowjetunion bewertet? Eva Oberloskamp zufolge wurden Stalins Bestrebungen zur Errichtung einer persönlichen Diktatur übersehen, obwohl die Verfolgung und »Liquidierung« politischer Gegner einem großen Teil der Russlandreisenden bekannt waren. Missstände in der Wirtschaft und der vergleichsweise niedrige Lebensstandard der sowjetischen Bevölkerung wurden zwar wahrgenommen, aber nicht auf die etwaige Ineffizienz der staatlichen Wirtschaftsorganisation, sondern auf die Auswirkungen von Krieg und Bürgerkrieg zurückgeführt.

Hin und wieder erweckt die Autorin den Eindruck, sie wolle die Wahrnehmungen der Protagonisten an einer vermeintlich objektiv zu bestimmenden Realität messen. So operiert sie im Zusammenhang mit den Berichten über sowjetische Zustände vorzugsweise mit Kategorien wie »zutreffend« und »falsch«: Die Wahrnehmungen der meisten der Intellektuellen erscheinen ihr beispielsweise »keineswegs völlig falsch«, die Einschätzungen der parteipolitisch ungebundenen Schriftsteller jedoch meist »zutreffender« als die der Kommunisten.

Als Kronzeuge für die realen Zustände in der Sowjetunion wird häufig Manfred Hildermeier herangezogen, mit dessen Darstellung der »Geschichte der Sowjetunion 1917–1991« die Wahrnehmungen der Russlandreisenden abgeglichen werden.

Fruchtbarer als die Bewertung von Wahrnehmungen im Hinblick auf ihren Realitätsgehalt scheint der Ansatz, den die Autorin im letzten Teil ihrer Untersuchung verfolgt. Hier untersucht sie die Sichtweisen deutscher und französischer Intellektueller anhand zugrunde liegender Geschichtsbilder und politischer Wertvorstellungen. Zwar gelangten Deutsche und Franzosen, der Autorin zufolge, zu einer ähnlich positiven Gesamtbewertung der Verhältnisse in der Sowjetunion, doch gründeten ihre entsprechenden Wahrnehmungen in unterschiedlichen Denktraditionen und unterschiedlichen Prägungen der politischen Kulturen. So wurde die positive Haltung der deutschen Protagonisten insbesondere durch deren negatives Bild der eigenen Geschichte sowie durch eine stärker ausgeprägte autoritäre Disposition begünstigt. Im Gegensatz zu den Franzosen konnten sich Vertreter der deutschen Linken nicht auf eine erfolgreiche revolutionäre Tradition in der eigenen Geschichte beziehen. Ersatzweise diente die russische Oktoberrevolution als identifizatorischer Bezugspunkt. Ferner konstatiert die Autorin eine unter deutschen Intellektuellen stärker verbreitete Sehnsucht nach innergesellschaftlicher Homogenität und nach starken Führungspersönlichkeiten. Diese Disposition begünstigte auf deutscher Seite eine höhere Akzeptanz des brutalen Vorgehens der sowjetischen Führung gegen vermeintliche »Saboteure«.

Auf französischer Seite hingegen boten gerade die eigene (ruhmreiche) revolutionäre Vergangenheit und die in der französischen Linken tief verwurzelte Vorstellung vom historischen Fortschritt Anknüpfungspunkte für eine wohlwollende Bewertung der Entwicklungen in der Sowjetunion. Aus der Sicht französischer Intellektueller

wurde das revolutionäre Werk, das 1789 in Frankreich begonnen worden war, nun in Russland fortgeführt. Der Autorin zufolge, gründete die Loyalität vieler Vertreter der französischen Linken gegenüber den Bolschewiki insbesondere in der Vorstellung, dass Franzosen und Russen einem gemeinsamen universalen Ideal entgegenstrebten.

Kritisch anzumerken ist, dass es sich bei der Arbeit weitestgehend um eine systematische Zusammenstellung von Aspekten handelt, die isoliert voneinander betrachtet werden. Die wechselseitige Beeinflussung von strukturellen Bedingungen, politischen Entwicklungen, Erwartungen und die Produktion von Russlandbildern werden nicht beleuchtet. Mehr Mut zur Analyse und eine kulturgeschichtliche Perspektive hätten der Arbeit sicherlich gut getan.

Auch hätte man sich eine intensivere und differenziertere Auseinandersetzung mit der Literatur zum Thema gewünscht. Die Autorin erweckt den Eindruck, frühere Forschungsarbeiten deuteten die Beschönigung sowjetischer Zustände durch westliche Sympathisanten »pauschal« als Wunschprojektionen von Idealisten, welche sich von den sowjetischen Gastgebern hätten manipulieren lassen. Eine solche Charakterisierung des Diskussionsstandes wird der Vielfalt des Angebots an Analysen und Erklärungsansätzen allerdings nicht gerecht. An dieser Stelle sei lediglich auf Paul Hollanders Studie über »Political Pilgrims« verwiesen, in der er die komplexen Zusammenhänge von Kapitalismuskritik, Marginalisierung der Intellektuellen in westlichen Gesellschaften und ihrer Empfänglichkeit für Ehrungen, die ihnen in der Sowjetunion zuteil wurden, analysiert.

Anzuerkennen ist, dass es Eva Oberloskamp gelingt, im Rahmen ihres deutsch-französischen Vergleichs unterschiedliche kulturelle Voraussetzungen für die Wahrnehmung sowjetischer Zustände bei Deutschen und Franzosen herauszuarbeiten. Auch bietet ihre Studie einen Überblick über verschiedenste Faktoren, welche sich

auf die Wahrnehmungen bzw. die Darstellungen der dortigen Verhältnisse in den Publikationen der Linksintellektuellen auswirkten.

JILL GOSSMANN (BERLIN)

■ Schwarzer Markt

Stefan Mörchen, Schwarzer Markt. Kriminalität, Ordnung und Moral in Bremen 1939–1949 (Campus Historische Studien; Bd. 54), Frankfurt/New York (Campus Verlag) 2011, 515 S., 49,00 €

»Wie ihr es immer dreht und wie ihr's immer schiebt.

Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.«

Bertold Brecht, Die Dreigroschenoper

Zum allgemeinen Wissen über das Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland gehört der Kleinhandel auf dem Schwarzmarkt. Stefan Mörchen nimmt sich in seinem Buch diesem Phänomen am Beispiel von Bremen an. Die Geschichte der Hafenstadt bietet sich für diese Untersuchung an, da sie einer der zentralen Umschlagplätze für Warenlieferungen der Alliierten und damit eine gute Basis für illegale Geschäfte war. Während kriminelle Handlungen in der Regel als gesellschaftliches Randphänomen betrachtet werden, stellt Mörchen die Frage nach der Wahrnehmung des Schwarzmarktes, als der illegale Kleinhandel zu einer Massenerscheinung geworden war. Er untersucht die soziale Konstruktion von Kriminalität am Beispiel einer informellen Ökonomie im Zeitraum von 1939 bis 1949. Mit dieser Zeitspanne gelingt es ihm, die schleichende Erosion von Normen seit Kriegsbeginn in seine Untersuchung einzubeziehen und Kontinuitäten sowohl in den Schwarzmarktaktivitäten als auch in der administrativen Reaktion über das Ende der NSDAP-Herrschaft hinaus aufzuzeigen. Dabei zielt seine Untersuchung auch auf die Frage, ob

die Verbreitung des Schwarzhandels in der Nachkriegszeit als Auflösung von sozialen Strukturen zu bewerten ist.

Die Arbeit beschreibt zunächst die Versuche der NSDAP zum Aufbau einer Kriegsbewirtschaftung und die parallele Entwicklung eines »Schwarzen Marktes«. Anschließend beschäftigt sich der Autor mit den polizeilichen Bemühungen bei der Bekämpfung des illegalen Handels sowie den medialen Präsentationen der Auseinandersetzungen während des Krieges. Für die Nachkriegszeit zeigt Mörchen, wie die Behörden versuchen die Versorgung im Rahmen einer Mangelwirtschaft sicherzustellen und zugleich das Aufblühen eines Schwarzmarktes einzugrenzen. Ausführlich wird die Reaktion der Bevölkerung nachvollzogen, die ein Recht auf Selbsthilfe für sich in Anspruch nimmt, um Not und Mangel zu überbrücken und dabei in Konflikt mit Verwaltung und Polizei gerät, die bestrebt sind gesellschaftliche Normen und staatliche Vorschriften durchzusetzen.

Mörchen begreift Kriminalität als soziales Konstrukt unter dem Einfluss von Macht und Wissen in einem gesellschaftlichen Diskurs. Methodisch stützt er sich in der Analyse neben staatlich-administrativen Quellen auf Zeitungsberichte, Gerichtsprotokolle und Erfahrungsberichte. Dabei bezieht er auch schriftliche Äußerungen von Akteur/innen ein und ergänzt diese mit narrativen Interviews. Die Erinnerungsberichte ermöglichen eine weitere Annäherung an die Perspektive der Akteure, auch wenn sie mit dem Abstand von über 40 Jahren zu den Ereignissen entstanden sind.

Mit der akribischen Darstellung unterschiedlicher Quellen gelingt es Mörchen, den Umgang mit Schwarzmarktkriminalität als Resultat eines Spannungsverhältnisses unterschiedlicher Interessen darzustellen, ohne diese auf den Gegensatz von Militärverwaltung und Polizei auf der einen Seite und Bevölkerung auf der anderen Seite zu reduzieren. Während die Behörden den Gebrauch von Schusswaffen gegen Plün-

derer ankündigen, rechtfertigt zugleich der Kölner Erzbischof Kardinal Frings das so genannte »Hamstern«. Dabei wird deutlich, dass es im Alltag schwer fällt, »Hamstern«, »Plündern«, »Kompensationsgeschäfte« und »Schwarzhandel« voneinander abzugrenzen. Weder gelingt den staatlichen Organen eine eindeutige Kriminalisierung des Schwarzmarktes noch werden die gesellschaftlichen Normen und staatlichen Ordnungsmaßnahmen außer Kraft gesetzt. Vielmehr handelt es sich um einen Aushandlungsprozess als dessen Ergebnis eine fragile Grenze zwischen Normalität und Kriminalität entsteht.

Vor dem Hintergrund einer unzureichenden Versorgung mit Nahrungsmitteln und Kleidung griffen weite Teile der Bevölkerung zur Selbsthilfe. In diesem Zusammenhang macht Mörchen deutlich, dass die Differenzierung zwischen Gütern, deren einzelne Besitzer nicht erkennbar waren, und denjenigen, die konkreten Personen zugeschrieben werden konnten, einen entscheidenden Faktor für die Legitimierung des Schwarzhandels und des »Hamsterns« bildete. Während keine Skrupel bestanden, gemeinsam einen Kohlenzug zu plündern, galten anschließende individuelle Überfälle auf Plünderer, die sich auf dem Heimweg befanden, als Normverletzung. Angesichts dieser Beispiele sollte nicht von einer Erosion der sozialen Strukturen gesprochen werden, sondern vielmehr von einer Verschiebung oder Aufweichung sozialer Normen, die zeitlich befristet einer Moral des Überlebens untergeordnet wurden.

Am Ende der Arbeit greift Mörchen auf den Begriff der Heterotopie (Michel Foucault) zurück, um so den geografischen Ort des Schwarzmarktes zugleich als einen im Diskurs konstruierten sozialen Ort deutlich zu machen. Mit dem Begriff der Heterotopie, also von Räumen, die nach einem eigenen Normensystem funktionieren, wird der »Schwarzmarkt« zu einem Ort, an dem räumlich begrenzt die zeitliche Überlagerung von Normen sichtbar wird. Mit

der Vorstellung von einem abgegrenzten Raum wird es möglich, den informellen Handel in eine moralisch legitime Umgebung einzubetten, sodass die Akteure einer Kriminalisierung entgehen. Man kann sich den Zusammenhang so vorstellen, dass der unbescholtene Bürger von den Umständen gezwungen wurde, sich in dem illegalen Raum des Schwarzmarktes zu versorgen. Ist dies geschehen, verlässt er diesen Raum und bewegt sich wieder innerhalb der legalen Normen. Dadurch entgeht er einer Kriminalisierung. Gleichzeitig, stellt Mörchen fest, wurde der »Schwarzmarkt« durch die Versuche des polizeilichen Einschreitens und im medialen Diskurs zu einer öffentlich sichtbaren Größe.

Mörchen macht die soziale Konstruktion des »Schwarzen Marktes« als widersprüchliches Phänomen deutlich. Der »Schwarze Markt« war beides zugleich: Er war Ausdruck eines Bruches von Normen und gesellschaftliche Normalität. Als kriminell galten Handlungen erst im Ergebnis eines Diskurses, bei dem die Deutungshoheit nicht ausschließlich bei staatlichen Institutionen lag, sondern zugleich auch von den Aktionen der Akteure beeinflusst wurde.

Die von Mörchen kenntnisreich und akribisch aufgearbeitete sowie gut verständlich geschriebene Arbeit bietet nicht nur eine materialreiche Dokumentation eines Aspektes des alltäglichen Lebens während des Zweiten Weltkrieges und in den ersten Jahren der Nachkriegszeit, sondern sie stellt zugleich einen bereichernden Beleg für Kontinuitäten über den 8. Mai 1945 hinaus dar. Einzig an manchen Stellen hätte sich der Rezensent eine deutliche Straffung des Buches gewünscht, wodurch Redundanzen hätten vermieden werden können.

MATHIAS WAGNER (BERLIN)

■ Das Recht der Gewöhnlichkeit

Kaspar Maase, Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur, hg. v. Anke te Heesen, Reinhard Johler, Bernhard Tschöfen.

Mit einem Nachwort von Brigitta Schmidt-Lauber (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; Bd. 111), Tübingen (Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.) 2011, 347 S., 23,00 €

Das Recht der Gewöhnlichkeit ist ein ungewöhnlich gut lesbares Buch, nicht nur weil sein Verfasser ungewöhnlich denkfreudig ist, sondern auch ungewöhnlich unterhaltsam schreibt – mit eigenwilligen Formulierungen, schnittigen Themenwechslern und Reflexionen über eigene Denkbewegungen, die ohne große Inszenierungen einfließen: »Jede/r Kulturanthropologe/in (ich bin keiner) vermöchte auf Anhieb fünf Motive zu nennen, warum Fahrrad oder S-Bahn in ihrer heutigen Verfassung kein funktionelles Äquivalent zu Intimität und Befriedigungsvielfalt selbst des im Stau steckenden PKW bilden«. Mit diesem Satz beispielsweise bringt Maase seine Kritik an der Kurzsichtigkeit intellektueller Rationalität auf den Punkt.

Das Recht der Gewöhnlichkeit ist eine zu seinem 65. Geburtstag publizierte Sammlung ausgewählter Aufsätze aus dem Zeitraum von 1993 bis 2006. Sie sind drei großen Themenschwerpunkten zugeordnet: »Amerikanisches«, »Populäre Praktiken« und »Alltagserfahrungen«, wobei die beiden letzten Begriffe den Kern der unter ihnen zusammengestellten Beiträge nicht unbedingt treffen: Es geht eher um konzeptionelle Überlegungen – auch wenn sie in empirische Studien verpackt sind –, nämlich um die schwierigen Beziehungen zwischen Intellektuellen und populärer Kultur. Gegenstand von Maases Überlegungen, die mit Konzepten der Akteurszentriertheit, dichten Beschreibungen und Kontextualisierungen charakterisiert werden können, sind populäre und populäre Kulturen: das Radio, die Schlurfs und die Halbstarke, Elvis Presley und der Rock'n'Roll, »Schundliteratur« und der Genuss des Konsums, der Wilde Westen im Film und die Frage, wie man den Habitus von Jugendlichen, den

Wunsch nach Unterhaltung und das verallgemeinerte Wissen über saubere Toiletten bei MacDonaldis analytisch fassen kann.

Maases grundlegende Perspektive ist auf die »popularen Traditionen der Suche nach dem Schönen und nach ästhetischer Erfahrung« gerichtet, auf die Versuche, einer fremdbestimmten und belastenden Welt Glück und Sinn abzurufen. Seine Aufsätze lassen sich als Konzeptdiskussionen lesen: Er stellt fest, dass nicht nur Top-down-Modelle oder Down-top-Modelle, nicht nur Übermächtigung oder Aneignung, sondern auch »Kreolisierung«, die Mischung von Aspekten verschiedener Kulturen, aber auch verschiedener Praktiken, der Akzeptanz und Kommerzialisierung sowie der Aneignung und Opposition zusammenkommen. Kreolisierung muss nicht nur aus zwei Polen gemischt sein, da geht Maase über die meisten Kreolisierungskonzepte hinaus: Er sieht in Aneignung und eigene Produktion (von Hip-Hop-Musik beispielsweise) wie auch in Aneignung und Konsum (von Hip-Hop-T-Shirts) gleichermaßen Praktiken zur Realisierung von Glücksvorstellungen.

Die Studien zu Amerikanismen in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit bestechen durch den Blick auf Deutungspluralitäten und -auseinandersetzungen. In »Wie deutsch ist Elvis Presley, wie amerikanisch die Amerikanisierung? Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Überlegungen zum Spiel der Amerikanismen« analysiert Maase Cool Jazz und Free Jazz als Zeichen eines »französischen«, sollte heißen kulturvollen »akademischen« Jugendstils »oppositionell gestimmter Oberschülerinnen und Oberschüler« (eine in ihrer Mischung aus Ironie und Vielschichtigkeit typisch Maasesche und gelungene Formulierung), Elvis Presley dagegen und Rock'n'Roll als »Halbstarckenkultur« der Volksschüler – Lässigkeit gegen den Rest der Welt. Anhand dieser (Um-)Deutungen und Aneignungen von aus Amerika stammenden Musikrichtungen stellt Maase Überlegungen zur Mehrdeutigkeit kultureller Symbole an. Aus

einer akteurszentrierten Perspektive kann man die Musikrichtungen als Konkurrenzen von Oppositionskulturen deuten, aus einer symbolzentrierten als einen »international offenen Spiegelsaal«, sprich als Bild- und Sprachsysteme, derer man sich bediente, deren Teil man aber auch war, an deren Konstituierung man mitbastelte aller Opposition zum Trotz.

Im für seinen Ansatz besonders ergiebigen Aufsatz »Der Feind, den wir am meisten hassen ... Über gutes Leben, Intellektuelle und den Unverstand der Massen« geht es Maase um die historischen Beziehungen zwischen Intellektuellen und Volk – oder um den »Krieg der Utopier gegen die Schlafraffen«. »Der Feind, den wir am meisten hassen, das ist der Unverstand der Massen« war eine der Losungen, die 1896 den Saal des Gothaer SPD-Parteitag zierten. Maase greift sie auf, um die intellektuelle Kritik am Massenkonsum in einer Mischung aus Kontextualisierungen und Analogien, historischen Einordnungen und mit Bezug auf Detailstudien zu historisieren. Er analysiert die Praktiken (linker) Konsumkritik des 19. und vor allem 20. Jahrhunderts als Folge einer sich seit dem 17. Jahrhundert etablierenden neuen Beziehung zwischen Wissen, Macht und Volk, als Folge der Durchsetzung einer mit wissenschaftlichen Erkenntnissen legitimierten Erziehungshaltung gegenüber dem »realen Volk« und den »empirischen Wünschen der Klassenindividuen«. Mit dieser Erziehungsaufgabe legitimierten die Intellektuellen sich selbst. Jedoch geht es Maase nicht um eine Kritik an intellektueller Überheblichkeit, sondern um die Frage, wie die Hegemonie intellektueller Werte und Sichtweisen historisch und gesellschaftlich analysiert werden kann – wie der intellektuelle Habitus in Untersuchungen zur Populär- oder Gemeinkultur wirksam wurde und weiterhin bleibt. Maases Studien sind Vorschläge zur Analyse von Populärkultur, die die Funktionsweisen moderner Wissens- und Wissenschaftsgesellschaften einbeziehen und reflektieren.

Im Beitrag »Stil« und »Manier« in der Alltagskultur – Volkskundliche Annäherungen« zeigt Maase unterschiedliche Forschungsperspektiven am Beispiel der Konzeptionalisierung der Begriffe »Stil« und »Manier« auf. Stil definiert Maase als eine Praktik aktiver Unterscheidung, abgegrenzt zu anderen Stilen und zu unauffälliger, »normaler« Symbolkommunikation. Sein Beispiel sind die Schlurfs, eine Jugendsubkultur im Deutschland der 30er Jahre, die »proletarische« und »Halbwelt«-Elemente verband. Gegen ein Verständnis von Alltagskultur als Defizit zur Hochkultur: trivial, monoton, eskapistisch, banal, hässlich usw. habe sich ein romantisierender Blick auf Volkskultur als Gegendiskurs entwickelt, als Ursprüngliches und Antibürgerliches. Der Stil der Schlurfs ist als eine symbolische Inszenierung von Abweichungen gegenüber herrschenden Werten des Systems, in diesem Fall als Distanz zu Fabrikarbeit interpretiert worden. Dieser romantisierende Gehalt des Stils, das heißt sein Ausdruck von Widerständigkeit, ging mit der Pluralisierung und Kommerzialisierung von Jugendkulturen verloren. Die sozialwissenschaftliche Kritik an der Kommerzialisierung ist mit dem Begriff Manier oder Manierismus formuliert worden: Autonomer Ausdruck stand nun gegen Effekt und Markt, Stil gegen Manier. Manier hat, so Maase, etwas Wertendes und drückt das Beleidigtsein der Intellektuellen aus, denen in der Pluralisierung der Stile die Deutungshoheit, die Analyse von Ausdruck und Botschaft und damit die eigene Notwendigkeit abhanden gekommen sei. Stil habe als Konzept produktiv gewirkt, es bestehe aber die Gefahr, sein Interpretament als Ausdruck und Botschaft zu essentialisieren. Gegen intellektuelle Befindlichkeiten auf der einen und gegen eine Interpretation als Ausdruck der Verfasstheit der Gesellschaft auf der anderen Seite hebt Maase auf die populären Traditionen der Suche nach dem Schönen und nach ästhetischer Erfahrung ab und auf Praktiken um ihrer selbst willen.

Maases Referenzgruppen sind in erster Linie Männer und männliche Jugendliche. Dass diese auch aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive zu betrachten sind, führt er in seinem Beitrag »Lässig« kontra »zackig«. Nachkriegsjugend und Männlichkeiten in geschlechtergeschichtlicher Perspektive« vor, der der Relationalität alltäglicher Vergeschlechtlichungspraktiken Jugendlicher in der deutschen Nachkriegszeit gewidmet ist. Maase analysiert unterschiedliche Männlichkeitsmodelle, die sich nicht nur im Gegensatz zueinander, sondern auch relational zu weiblichen Figuren entwickelten. Maase weist auf die Gefahren zu schneller Zirkelschlüsse hin: Der lässige Mann war nicht einfach ein Reflex auf den Legitimitätsverlust des soldatischen Manns durch den verlorenen Krieg, zumal dessen Attraktivität nicht schlagartig aufhörte, möglicherweise gerade wegen seiner Abwesenheit. Auch sei der lässige Mann (oder der Attraktivitätsverlust des zackigen Manns) ebenso wenig ein einfacher Reflex auf die starken Mütter, die das Überleben der ersten Nachkriegsjahre meisterten. Maase betont das Spektrum an Möglichkeiten, das sich in diesem Zusammenhang bot. Nicht nur Mütter, auch Töchter, die für »lässige« amerikanische Soldaten schwärmten, spielten eine Rolle in der Entwicklung von männlichen Verhaltensweisen. Eine empirische und ausführliche Analyse der von den Heranwachsenden der Nachkriegszeit angeeigneten Geschlechterpraktiken stehe, so Maases Fazit, noch aus. Trotz der spannenden und weiterführenden geschlechtergeschichtlichen Überlegungen dieses Beitrags bleibt die Konzentration auf Männlichkeiten in den meisten seiner Aufsätze eine unhinterfragte Voraussetzung und wird damit zu einem Manko – und zwar nicht, weil er Frauen »vergessen« hat, sondern weil sein eigenes populärkulturelles Konzept die Deutungshoheiten männlicher Praktiken, Symbole, Akteure und Forscher in ihrer Vieldeutigkeit, in ihren Aneignungsweisen und ihrer Relationalität zu analysieren

erforderlich machen würde – und damit auch geschlechtertheoretisch.

Die kulturanthropologischen Überlegungen Maases sind nicht nur für Sozialanthropolog/innen, Kulturwissenschaftler/innen oder Zeithistoriker/innen, die sich mit Jugendkulturen des (westlichen) Europas und Amerikas moderner oder postmoderner Welten beschäftigen, amüsant und anregend; »das Recht der Gewöhnlichkeit« bietet grundlegende Überlegungen für die Erforschung von Alltags- oder Gemeinkulturen. Das Nachwort von Brigitta Schmid-Lauber wird dem leider nicht gerecht. Es wiederholt im wesentlichen Maases intellektuell anregende Überlegungen in einem erklärenden Stil (sic!), den seine Beiträge nicht nötig haben, und bezieht sich ohne Verweise auf Texte, die nicht im Buch abgedruckt sind. Das ist bedauerlich.

DIETLIND HÜCHTKER (LEIPZIG)

■ Die Schmugglergesellschaft

Mathias Wagner, Die Schmugglergesellschaft. Informelle Ökonomien an der Ostgrenze der Europäischen Union. Eine Ethnographie, Bielefeld (Transcript) 2011, 378 S., 33,80 €

Grenzen und grenzüberschreitende Bewegungen sind seit einigen Jahren verstärkt in das Blickfeld der Forschung gerückt. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive sind Grenzen nicht nur als geographische und territoriale Trennlinien zu verstehen, deren Funktion darin besteht, staatliche Hoheitsräume zu definieren und die Bewegungen von Menschen und Waren zwischen diesen zu regulieren. Sie sind darüber hinaus auch Orte (und zugleich Ergebnisse) vielfältiger Diskurse, sozialer Praktiken und Aushandlungsprozesse. Dabei geht es zum einen um Fragen wie Identität/Ethnizität, Mobilität und Legitimität, zum anderen aber auch um die Erschließung von Einkommensmöglichkeiten zur Sicherung des Lebensunterhalts. Vor allem in strukturschwachen Regionen ist die Grenze zu einer wichtigen

ökonomischen Ressource geworden, wenngleich nicht immer auf legalen Pfaden. Mathias Wagners Buch widmet sich einer solchen Region. Auf der Basis von umfangreichem Quellen- und Datenmaterial aus einjähriger ethnographischer Feldforschung in der Gemeinde Sępopol im polnischen Grenzgebiet zur russischen Exklave Kaliningrad eröffnet die soziologische Studie einen lebendigen und vielschichtigen Einblick in die (Über)lebenswelt der Grenzbewohner/innen, für die der grenzüberschreitende Kleinhandel mit Schmuggelware eine lukrative zusätzliche Einnahmequelle bietet. Wenngleich nicht jede/r der rund 6700 Gemeindebewohner selbst schmuggelt – auf die eine oder andere Weise, so Wagner, sei jeder in den Schleichhandel verstrickt und damit Teil der Sępopolschen »Schmugglergesellschaft«. Ziel seines Buches ist es, den Schmuggel im Kontext der sozialen Rahmenbedingungen und alltäglichen Lebenszusammenhänge der Grenzbewohner zu analysieren.

Im ersten Kapitel beschreibt Wagner seinen Zugang zum Feld, der sich auf Grund der faktischen Illegalität des Schmuggels für den fremden Forscher als problematisch und langwierig gestaltete. Die mystische Aura des Abenteuers, die dem Schmuggel gemeinhin anhaftet, wird im zweiten Kapitel an Hand historischer Dokumente und literarischer Texte aus zahlreichen Epochen und Weltgegenden thematisiert. Dabei wird deutlich, dass sich der Schleichhandel insbesondere in Zeiten wirtschaftlicher Not vielerorts zu einem Massenphänomen entwickelte. In gewisser Weise gilt dies auch für Sępopol, wenngleich Wagner betont, dass die Schmuggler/innen dort nicht notwendigerweise zu den verarmten unteren sozialen Schichten gehören. Im dritten Kapitel folgt eine ausführliche Darstellung der örtlichen Situation, die von hoher Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Perspektivlosigkeit geprägt ist. Allerdings stellt der Schmuggel nicht für jeden eine Einkommensoption dar. Insbesondere fachlich hoch qualifi-

zierte Arbeitslose mittleren Alters sehen von dieser Form der Erwerbstätigkeit ab, da die Hinwendung zum illegalen Kleinhandel mit einem zu hohen sozialen Statusverlust verbunden ist.

Die folgenden drei Kapitel widmen sich ausführlich den Taktiken, Techniken und Typologien des Schmuggels am Grenzübergang Bezledy-Bagrationsk. In Anlehnung an das Theater-Modell von Erving Goffman beschreibt Wagner die Grenzkontrollstelle als eine Bühne, auf der eine inszenierte Begegnung zwischen Schmugglern und Zöllnern stattfindet. Der Konflikt zwischen dem privaten Wissen um den Schmuggel und der Verpflichtung zur Einhaltung gesetzlicher/zollrechtlicher Bestimmungen wird dadurch entschärft, dass beide Akteursgruppen ihre offiziellen anonymen Rollen (»Grenzbeamte« und »Reisende«) einnehmen und den normalen Ablauf einer Grenzkontrolle spielen. Dennoch ist dieses Spiel mit hohen psychischen Belastungen und finanziellen Risiken verbunden. So hat sich eine Reihe von unterschiedlichen sozialen Organisationsformen des Schmuggels herausgebildet, die von unterschiedlichen Schmugglertypen genutzt werden. Wagner identifiziert fünf Kategorien von Schmugglern: (1) »Selbstständige«, die ihre Fahrten in eigener Regie mit dem eigenen Fahrzeug organisieren, (2) »Freiberufler«, die ihre Schmuggelfahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln unternehmen, (3) »Schmugglerkollektive«, die sich zu Fahrten zusammenschließen, indem sie gemeinsam einen Klein- oder Reisebus chartern, (4) »Schmuggelunternehmer«, die eigene Fahrzeuge besitzen und (5) »Schmuggler auf Tagelöhnerbasis« beschäftigen, die ohne eigenes Kapital und Risiko arbeiten. Als kennzeichnend für den Schmuggel an der Kaliningrader Grenze erachtet Wagner vor allem die hohe gesellschaftliche Toleranz gegenüber den Schmugglern. So ist der Schleichhandel zwar generell mit dem Ruch der Illegalität behaftet, jedoch als aktive Form der wirtschaftlichen Selbstorganisa-

tion mit dem Ziel der Vermeidung von Not und Armut durchaus moralisch legitimiert.

Aus der Perspektive des lebenslagen-theoretischen Armutskonzepts, so das kritische Fazit Wagners, unterstützt die informelle Ökonomie zugleich aber auch dominante Ideologien (wie die Forderung nach Flexibilität und Selbstverantwortung im Streben nach wirtschaftlichem Erfolg, die zu einer Stigmatisierung der Armut führt) und stabilisiert dadurch die ökonomische Ungleichheit. Wagner versteht es auf anschauliche Weise, die Schmuggelökonomie in ihren vielfältigen Facetten zu erfassen und in größere Zusammenhänge einzuordnen. Das Buch schließt mit einem (wiewohl an dieser Stelle etwas deplatziert wirkenden) »methodischen Exkurs«, in dem die angewandte ethnographische Methode reflektiert wird. Die Stärke der Studie liegt vor allem in der detailreichen, sozialtheoretisch geleiteten Beschreibung des Schmuggelalltags im polnisch-russischen Grenzgebiet.

KIRSTEN W. ENDRES (HALLE/SAALE)